

Erziehung Schaden sogenannte Helikopter-Eltern ihren Kindern, wenn sie zu sehr auf sie achtgeben? Viele Pädagogen sind der Meinung, dass es beim Erwachsenwerden hilft, auch mal schmerzhaft Erfahrungen zu machen. Eine Beule, ein aufgeschürftes Knie – das gehöre einfach dazu

INTERVIEW: INGA RAHMSDORF

Jürgen Einwanger, 51, leitet die Akademie des österreichischen Alpenvereins und ist dort Bildungsreferent für die Jugendarbeit. Der Pädagoge und Vater von drei Söhnen plädiert dafür, Kindern wieder mehr zuzutrauen. An diesem Freitag hält er beim Fachtag des Kreisjugendnests und der Katholischen Stiftungshochschule in München einen Vortrag.

SZ: Sie fordern mehr Mut zum Risiko. Das klingt nicht so, als könnten Eltern ganz beruhigt ihre Kinder für eine Bergtour anvertrauen.

Jürgen Einwanger: Wenn ich Mut zum Risiko fordere, fordere ich nicht Mut zur Gefahr. Es geht nicht um Fahrlässigkeit und es geht auch nicht um Bedrohung der Existenz. Es geht darum, dass immer, wenn wir im Leben etwas Neues und damit bisher Unbekanntes lernen, wir ein gewisses Risiko der Enttäuschung und des Scheiterns eingehen. Kinder, die nicht gelernt haben, dass auch mal etwas schiefgehen kann, leben viel unsicherer und sind später schneller überfordert.

Eltern wollen das Beste für ihre Kinder. Doch was ist das Beste?

Wie kann man Kindern Mut zum Risiko antrainieren?

Kindern muss man diesen Mut nicht bringen. Sie haben in der Regel Mut zum Risiko, sind neugierig, explorativ und risikobereit. Es geht eigentlich darum, mit Eltern und Pädagogen daran zu arbeiten. Daran, dass meine eigenen Ängste nicht die Entwicklung von Kindern behindern dürfen. Ein gutes Beispiel ist, wie Kinder gehen lernen. Das ist immer ein Stürzen, ein Wiederaufrufen, ein Weitergehen. Es ist ein Prozess, der mehrere Monate dauert. Dabei werden die Kinder in der Regel gut begleitet. Die wenigsten Eltern erschrecken, wenn ihr Kind sich das erste Mal aufrichtet, obwohl sie wissen, es wird jetzt auch mal hinfallen. Wir müssen Kindern auch danach Erfahrungen zugestehen, bei denen sie scheitern, hinfallen, sich verletzen können. Doch diesen Mut zu haben, das fällt vielen Eltern schwer.

Also eigentlich müssten die Erwachsenen sich mehr Mut zum Risiko antrainieren?
Die allermeisten Eltern und Erwachsenen, die mit Kindern und Jugendlichen arbeiten, wollen nur das Beste für sie. Aber viele sehen sich in gesellschaftlichen Ängsten und juristischen Grenzen gefangen. Das Totschlagargument ist oft: Wenn ich Kinder und Jugendliche begleite, dann stehe ich mit einem Fuß im Gefängnis.

Und stimmt das?

Natürlich haben sich juristisch viele Dinge verändert, aber diese Ängste sind völlig überzogen. Auch in den Medien gibt es die Tendenz darüber zu berichten, wenn sich zum Beispiel ein Kind im Kindergarten verletzt und das Gericht tätig wird. Aber niemand berichtet von den anderen Tausenden Verletzungen in einem Kindergartenjahr, bei denen die Eltern sagen, das kann passieren, das gehört dazu. So generiert sich eine zunehmende Problemwahrnehmung. Eine weitere Tendenz ist, dass wir als Erwachsene omnipräsent sind.

Was bedeutet es für Kinder, wenn Erwachsene immer dabei sind?

Wenn wir an unsere eigene Kindheit denken, erzählen viele Erwachsene, dass sie mittags das Haus verlassen haben und abends wiederkamen. Dazwischen waren sie unbeaufsichtigt, in der Gruppe, sind



Wer klettert, kann hinfallen – auch diese Erfahrung gehört zum Erwachsenwerden dazu. Esther, die hier an den Ringen herunturmt, weiß das natürlich längst. Auf dem Abenteuerspielplatz in Neuhausen gilt die Regel: Eltern, macht euch unsichtbar!

FOTO: JAN STAIGER

Warum zu viel Sicherheit riskant ist

Viele Heranwachsende leiden unter den Ängsten ihrer Eltern, warnt der Pädagoge Jürgen Einwanger.
Wer als Kind nicht lerne, dass Dinge schiefgehen können, tue sich später schwer, Verantwortung zu übernehmen

herumgestromert, haben Dinge getan, die einem als Kind und Jugendlichen so einfallen. Heute ist das eine 24-Stunden-Betreuung geworden. In vielen Situationen, in denen wir eigentlich Kindern und Jugendlichen zugestehen sollten, ihre eigenen Erfahrungen zu machen, sich auszuprobieren, ist heute ein Erwachsener dabei, der aufgrund seiner Ängste oder seiner Aufsichtspflichten glaubt, frühzeitig intervenieren zu müssen. Und damit werden ganz viele Erfahrungen gar nicht mehr möglich.

Sollten Eltern ihre Kinder mehr alleine losziehen lassen?

Spätestens an dieser Stelle müssen wir eine Differenzierung einführen, um das nicht sozialromantisch zu verklären. Es gibt auch viele Kinder und Jugendliche, die vernachlässigt sind. Deren Eltern sich gar nicht um sie kümmern, und die alleine unterwegs sind. Das ist nicht nur positiv. Ich habe lange in der stationären Jugendhilfe gearbeitet und viel mit Kindern und Jugendlichen zu tun gehabt, die unter der Vernachlässigung gelitten haben.

Und die anderen, die Helikopter-Eltern, woran liegt es, dass sie immer dabei sein wollen?

Die Zeitschemen von Eltern sind anders geworden. Heute gibt es meist einen Elternteil, der Zeit hat. Das ist ja prinzipiell auch schön. Ich kann das als Vater auch genie-

ßen, wenn ich mit meinen Kindern gemeinsam unterwegs bin. Hinzu kommt, dass man heute meist nicht mehr fünf Kinder hat, sondern vielleicht nur eins. Der ganze Aufmerksamkeitsfokus richtet sich dann auf dieses eine Kind.



Jürgen Einwanger leitet die Akademie des österreichischen Alpenvereins und hat drei Söhne. Er wünscht sich, dass die Gesellschaft wieder lernt, dass Scheitern keine Katastrophe ist.

FOTO: NORBERT FREUDENTHALER

Aber in einer Großstadt wie München ist es eher so, dass Kinder nachmittags in der Kita, der Schule oder dem Hort sind.

Wenn es die Eltern nicht abdecken, dann gibt es im Normalfall die professionellen Strukturen. Dort gibt es meist noch weniger Freiraum. Das ist ja alles nicht nur schlecht. Wir müssen uns nur überlegen, was diese ständige Beaufsichtigung mit den Kindern macht. Auch im Kindergarten, im Hort, in der Jugendarbeit, habe ich ganz viele Möglichkeiten, Kindern wieder ganz viel zuzutrauen. In Finnland gibt es auch die Ganztagschule, aber dort lernen

Kinder auch, mit gefährlichen Werkzeugen umzugehen, Feuer zu machen, und draußen zu schlafen. Da ist das Lernen auch sehr durch ihre Neugierde bestimmt.

Und wie erleben Sie das in Österreich oder Deutschland?

Bei uns erlebe ich oft, dass, wenn man einem Kind ein Taschenmesser gibt, tausend Ängste kommen. Das Kind könnte sich ja schneiden. Wer erlaubt heute noch ganz normale Alltagserfahrungen? Wenn ich aber nie ein Messer zum Karottenschneiden in der Hand habe, nie riskieren darf, mir auch in den Finger zu schneiden, lerne ich das nie und muss es als Erwachsener nachholen. In vielen Fällen werden Verletzungen dann schwerwiegender oder die Erfahrung vermieden.

Was können Kita, Schule oder Hort dabei leisten? Sie können ja in München nicht mit einer Kitagruppe einen Berg besteigen oder auf dem Spielplatz ein Feuer entzünden.

Es geht dabei nicht nur um Extremsituationen, sondern auch um ganz viele Alltagserfahrungen, die wir nicht erlauben, bei denen die Kinder aber lernen könnten, mit Risiken umzugehen. Kinder bewegen sich gerne, probieren gerne aus, arbeiten, basteln, haben gerne Werkzeuge. Und Kinder müssen wieder raufen dürfen, ohne dass sofort ein Mediator, ein Erwachsener, da-

zwischen geht. Sie sollten die Möglichkeit haben, Höhe zu erforschen. Wenn Kinder heute irgendwo hochklettern, dann liegen da vier Matten drunter. Und die Höhe, die erklettert werden kann, ist oft nicht so hoch, dass ein Kind von sich aus sagt, das wird mir zu riskant, ich treffe nun die Entscheidung, umzukehren.

Ist es für Sie ein Graus, Zeit auf einem Spielplatz zu verbringen?

Inzwischen kann man ja von Sandplatzcoaching sprechen. Es ist ja praktisch pro Kind mindestens ein Elternteil anwesend. Manche Eltern sitzen mit im Sandkasten und anstatt, dass sie die Kinder miteinander spielen lassen, spielen sie Sandburgbauern mit den Kindern. Da ist kein böser Gedanke dabei. Man muss sich nur überlegen, was verhindert gerade. Wenn Spielplätze dann auch noch so gebaut sind, dass fast nichts mehr herausfordernd ist, dass alles nur noch sicher ist, dann muss man sich fragen, ob dieser Spielplatz seinen Zweck erfüllt. Die meisten Spielplätze haben wenig Potenzial, an dem Kinder sich ausprobieren dürfen. Und wenn sie es haben, dann sind immer sofort die Eltern da, die das eingrenzen. Und die dem Kind schon vor dem eigenen Limit ein Limit setzen.

Sind Eltern heute Spielverderber?

Eltern wollen nicht Spielverderber sein. Sie wollen das Beste für ihre Kinder. Nur ist

es manchmal schwierig zu definieren, was das Beste ist. Und viele Eltern glauben eben, sie müssten ständig Orientierung vorgeben und verderben damit spielerische Lernerfahrungen.

Je weniger Einmischung, desto besser?

Es geht nicht darum, dass ich mich als Erwachsener völlig ausklinke. Kinder brauchen auch Orientierung, aber sie brauchen auch den Freiraum, um sich auszuprobieren. Das Schlimmste ist, wenn Eltern angeirrt kommen und erklären, wie das Kind am Klettergerüst hochklettern soll. Das klingt banal, aber das macht einen großen Unterschied, ob Eltern die Lösungen vorgeben oder das Kind sie selbst findet. Es reicht schon, anstelle der Antwort eine Frage zu stellen und dem Kind die Lösungsfindung zu überlassen. Wir arbeiten seit vielen Jahren mit den Schlagworten: wahrnehmen, beurteilen, entscheiden.

„Wir müssen uns überlegen, ob all die Regeln sinnvoll und notwendig sind.“

Was heißt das konkret?

Wir haben sensationelle Erfahrungen damit gemacht, dass ein Kind oder Jugendliche lernt, den Blick darauf zu richten, was beeinflusst gerade meine Situation. Dass das Kind selbst beurteilt, ob der Baum rutschig ist, und was das für einen selbst bedeutet. Ob es dann hochklettern möchte oder nicht. Wichtig ist immer, die dann von den Kindern und Jugendlichen getroffene Entscheidung ernst zu nehmen.

Der Titel der Fachtagung lautet „Jugendarbeit in Gefahr“. Ist die Situation so dramatisch?

Ich glaube nicht, dass die Jugendarbeit in ihrer Existenz bedroht ist. Aber ich sehe Veränderungen, die die Gesellschaft vor sehr große Probleme stellen. Seit Jahren bekommen wir Rückmeldungen aus der Wirtschaft, die besagen: Die Jugendlichen, die zu uns kommen, können wir nicht gebrauchen. Sie sind nicht selbstständig, können keine Verantwortung für sich und andere übernehmen. Es ist eines der Resultate, wenn Menschen ihr Leben lang nicht lernen dürfen, eigene und gute Entscheidungen zu treffen. Nicht die Jugendarbeit ist in Gefahr, sondern die Jugendlichen. Sie leiden zunehmend unter den Verängstigungen von Eltern, Pädagogen und anderen Erwachsenen.

Wie sollten Pädagogen damit umgehen?

Pädagogik ist immer ein Risiko. Wer nicht bereit ist, Risiken einzugehen, der hat den falschen Job. Kinder müssen es einem wert sein, sich auch mit den eigenen Ängsten auseinanderzusetzen. Und wir müssen uns überlegen, ob all die Regeln, die wir uns geben, sinnvoll und notwendig sind. Oder ob wir uns auch ein bisschen veranrannt haben und Regeln lockern müssen.

Was muss sich verändern?

Ich wünsche mir, dass die Gesellschaft wieder lernt, dass Scheitern keine Katastrophe ist. Dass ein gebrochener Arm nicht den Reflex des Schadensersatzes hervorruft, sondern die Reaktion: Das kann passieren, jetzt habe ich wieder etwas gelernt, beim nächsten Baum weiß ich es besser. Natürlich kann im schlimmsten Fall auch ein folgenreicher Unfall passieren, bei dem ich mich dann lebenslang frage, was hätte ich anders machen können. Aber deutlich gefährlicher lebe ich, wenn ich keine Erfahrungen machen darf, auf die ich später in schwierigen Situationen zurückgreifen kann. Das größte Risiko ist es, Kinder und Jugendliche nicht auf die Herausforderungen und Risiken des Lebens vorzubereiten.

AUFPASSEN ODER LAUFEN LASSEN – SECHS JUGENDLEITER BERICHTEN



Zeitfresser Schule

Es geht um Naturerlebnisse, um Spaß, aber explizit auch um „Grenzenerfahrungen“: Tchaka, gegründet vom Kreisjugendring, hilft bei der Planung von „erlebnispädagogischen“ Veranstaltungen und bietet unter anderem Bootstouren für Jugendliche an. Doch das Interesse daran werde immer geringer, die Teilnehmerzahlen sinken, berichtet der Sozialpädagoge Elias Eberl. Er gibt vor allem den Schulen die Schuld: Der Unterricht fresse immer mehr Zeit, sodass Jugendliche keine Möglichkeit hätten, an den Angeboten teilzunehmen. Außerdem seien die Eltern zunehmend besorgt. Doch, „die wenigsten, die sich beschweren, haben Ahnung vom Thema“. Zum Beispiel wenn sie fordern würden, dass Rettungsschwimmer die Bootstouren begleiten, obwohl die gar nicht für Flüsse ausgebildet seien – im Gegensatz zu ihm selbst.

RMEY



Training für Papa

Eigentlich sieht Andreas Ruby seine Aufgabe darin, Kinder und Jugendliche mit Risiken zu konfrontieren. „Nur dann lernt man, Situationen richtig einzuschätzen“, sagt der Trainer vom FAM-Parcourssportverein. Doch immer häufiger funken ihm besorgte Eltern dazwischen. Einmal etwa kam ein dreijähriges Kind in Rubys Turnstunde, das sich mutig von meterhohen Gerätschaften stürzte – allerdings nur, solange der Vater danebenstand und es auffing. „Wir haben dann mit dem Vater gesprochen und ihm erklärt, dass er sein Kind ruhig mal alleine machen lassen soll“, erzählt Ruby. Das Ergebnis: Das Kind traute sich nicht einmal, aus einer Höhe von 20 Zentimetern zu springen. „Am Ende der Stunde hat es dann aber geklappt“, freut sich Ruby, der sein Ziel erreicht hat: „Wir haben beide trainiert – das Kind und den Vater.“

LFR



Elternfreie Zone

Auf dem Abenteuerspielplatz in Neuhausen gilt die Regel: Eltern, macht euch unsichtbar! „Die Kinder sollen sich bei uns ganz frei ausprobieren können“, erklärt die Leiterin Susanne Kußmaul. Bei den meisten Eltern komme das Konzept gut an, ihnen sei bewusst, dass man auf einem Abenteuerspielplatz auch mal mit einem aufgeschlagenen Knie oder einer Beule rechnen müsse. Trotzdem stellt Kußmaul fest, dass die Besorgtheit vieler Eltern um ihre Kinder zunimmt. „Das geht mittlerweile durch alle Bildungsschichten.“ Auf dem Spielplatz bieten Kußmaul und ihr Team deshalb eine kurze Einführung an, in der sie über die möglichen Risiken aufklären. Beschwerden sich danach Eltern etwa über die fehlenden Geländer, rät Kußmaul pragmatisch: „Da müssen die Kinder halt aufpassen. Vertraut ihnen mehr!“

LFR



Scheue Schwabinger

Maximilian Margreiter treten Eltern mit zunehmender Skepsis gegenüber. Ein Pfadfinder? „Dazu haben viele einfach keinen Bezug mehr“, meint er. Dass ihre Kinder ohne sie wegfahren und dann auch noch in ungewohnter Umgebung schlafen, ohne dass ein Betreuer in unmittelbarer Nähe ist, verunsichere Eltern häufig, sagt der Bildungsreferent der Deutschen Pfadfindergesellschaft Sankt Georg. „Wir hatten auch schon den Fall, dass ein Kind deshalb nicht mit durfte.“ Bei der Zurückhaltung der Eltern hat Margreiter ein Muster ausgemacht: In ländlichen Regionen werde der Pfadfindern prinzipiell weniger skeptisch begegnet als etwa in Städten wie München. In der Landeshauptstadt hat Margreiter sogar Unterschiede zwischen den Vierteln festgestellt. Besonders naturscheu seien die Schwabinger.

LFR



Allein ins Wasser

Wenn es ums Seepferdchen geht, wird Nicola Kellin rigoros: „Wir schicken alle Eltern einfach weg“, sagt die Vorsitzende der Deutschen Lebens-Rettungs-Gesellschaft-Jugend Oberbayern, die Schwimmkurse für Kinder und Jugendliche anbietet. Dieses konsequente Vorgehen führe zwar gelegentlich zu Tränenausbrüchen bei den Teilnehmern, „aber nach fünf Minuten ist das eigentlich immer vorbei. Und wenn sie dann mit den anderen Kindern im Wasser sind, merken sie schnell, dass das doch mehr Spaß macht, als bei Mama auf dem Schoß zu sitzen.“ Die meisten Eltern würden das akzeptieren. Viele melden ihre Kinder immer früher zum Schwimmkurs an, sagt Kellin, die Teilnehmer werden also immer jünger. „Neulich hatten wir zum Beispiel eine Anfrage für eine Dreijährige.“ Die habe sie aber abgelehnt.

LFR



„Verreguliert“

Um die Entwicklung in der Jugendarbeit beschreiben zu können, hat sich Heiko Neumann ein neues Wort ausgedacht: „Verreguliert“ sei mittlerweile vieles, sagt der Leiter der Jugendeinrichtung Intermezzo in Fürstenried. „Wenn was passiert, wird heute direkt der Ruf nach Verantwortung laut. Dabei passieren manche Dinge einfach.“ Neumann meint damit in erster Linie nicht die Eltern, sondern Versicherungen und Ämter, die ständig mit neuen Vorgaben um die Ecke kämen. Doch auch viele Eltern würden zu dieser Entwicklung beitragen: „Eltern unterschätzen permanent die Fähigkeiten ihrer Kinder“, sagt er. „Dadurch werden sie von allen Seiten gepolstert.“ Dabei sollte man den Nachwuchs mehr ausprobieren lassen, findet der Sozialpädagoge: „Wenn etwas nicht klappt, merken sie das durchaus selber.“

LFR/FOTOS: JAN STAIGER